

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 19 (1935)
Heft: 11-12

Artikel: Noch einmal: Zeitwort in Not
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419757>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei oder Zwo?

In der schweizerischen Bundesversammlung ist diesen Sommer eine sprachliche Frage aufgetaucht, glücklicherweise keine sprachpolitische, sondern eine ganz harmlose. Bei der Behandlung des Geschäftsberichtes über das Post- und Eisenbahndepartement beauftragte Herr Ständerat Böhli (Thurgau) die Vorschrift der Postdirektion, im Telephonverkehr das Wort „zwei“ durch „zwo“ zu ersetzen. Das greife auch schon auf die Schule über und man könne bereits hören: zwomal zwo sind vier. In der Thurgauer-Zeitung verteidigte dann ein Germanist -i mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit den neuen Brauch und empfahl ihn auch für die Schule; die N. Z. druckte das unter ausdrücklicher Billigung nach, nahm dann aber doch drei Entgegnungen auf. Wie soll man sich verhalten? Wie soll es insbesondere die Schule halten?

Die indogermanische Urform mag auf -o ausgegangen sein, wie der gelehrte Herr -i nachweist; wir haben aber gar keinen Grund zur Annahme, daß die berühmten „Alten Deutschen“ im Teutoburgerwald „two“ gesprochen hätten; sicher ist auf jeden Fall, daß dieses Zahlwort seit etwa 1500 Jahren in der sächlichen und für unbenannte Zahlen allein berechtigten Form „zwei“ heißt. Vor männlichen Wörtern sagte man bis ins 17. Jahrhundert zweene, vor weiblichen zwo, und diese Mannigfaltigkeit hat sich in unserer Mundart bis zum heutigen Tag erhalten (zwee Manne, zwo Fraue, zwei Chind), geht aber verloren, wenn wir uns vom Fernsprecher her auf eine falsche schriftsprachliche Form gleichschalten lassen und sagen: „zwo Mann“ und „zwo Chind“; nur „zwo Fraue“ stellen richtiges Schweizerdeutsch dar. („Zwo Franke“ ist berechtigt überall da, wo Franke als weibliches Wort behandelt wird, nämlich laut Idiotikon in gewissen Gegenden des Aargaus, des Basel- und Bernbiets, des Glarnerlands, in Schwyz, Obwalden, Uri, Solothurn. So schrieb Gotthelf einmal: „Eine ganze Franke mehr“. Das vorwiegende männliche Geschlecht entspricht dem französischen Ursprung des Wortes: le franc; dieses bezeichnete aber ursprünglich „la livre tournois“, d. h. das in Tours geprägte Pfund, und von diesem könnte laut Idiotikon das weibliche Geschlecht stammen, das in den westlichen Gebieten neben dem männlichen üblich ist.) In der Schriftsprache wurden diese Formen um 1700 vereinheitlicht zu „zwei“ (Bereinzelte Ausläufer von „Zwo“ beweisen nichts dagegen). Diese Ausgleichung bedeutete allerdings eine Verarmung an Sprachformen, aber die Anwendung von „zwo“ für unbenannte Zahlen wäre kein Zeichen natürlichen „Wachstums“, wie -i meint, keine „Rettung“ einer geschichtlich berechtigten Form, sondern nur die Verschiebung auf ein falsches Geleise, nämlich die Anwendung der ursprünglich und in unserer Mundart immer noch lebendigen weiblichen Form auf männliche und sächliche Wörter.

Bei der Artillerie war es längst üblich zu sagen oder vielmehr zu rufen „zwo“; das ist im Lärm des Geschützfeuers nötig, aber die Jünger der heiligen Barbara hätten sich nie eingebildet, diesen Sprachgebrauch ins friedliche bürgerliche Leben übertragen zu müssen. Auch die weiland kaiserliche Kriegsmarine hatte ihn begreiflicherweise schon längst eingeführt. Aber Buchhaltung, Geldmarkt und Rechenunterricht sind bis vor kurzem ohne ihn ausgekommen. Erst seit wir die Vorschrift der Telephonverwaltung haben, greift er weiter um sich. Ob diese

Vorschrift wirklich nötig war oder nur die Folge maulfauler Aussprache? Wer ein paar Wochen lang am Fernsprecher grundsätzlich und regelmäßig „zwei“ sagt, wird genau so regelmäßig „korrigiert“: „zwo“, was beweist, daß er regelmäßig richtig verstanden worden ist, daß also die Vorschrift gar nicht nötig war. Der Versuch ist schon gemacht worden, und jedermann kann ihn wiederholen. Aber wir wollen einmal annehmen, beim Telephon müsse das nun einmal so sein, sonst wäre es doch nicht vorgeschrieben — — — ist das nun für unser übriges Leben so überwältigend, daß es unsern natürlichen Sprachgebrauch verseuchen müßte? Wie viele Stunden des Tages bringt der Durchschnittsmensch am Telephon zu? Weil der Vater vielleicht täglich ein paarmal durch den Draht reden muß, soll deshalb die Mutter dem Kind den Auftrag geben, zwo Kilo Fleisch und zwo Liter Most zu kaufen? Wenn sich das Telephonfräulein angewöhnt, „zwo“ zu sagen, ist das begreiflich; aber wie viele unter uns sind Telephonfräulein? Aber der Geschäftsmann? — — Der erste, der die Neuerung vom Fernsprecher ins übrige Leben übertragen hat, wollte damit wohl andeuten: Mein Geschäft geht so rasend, daß ich den ganzen Tag nicht vom Telephon wegkomme. Daß dann die menschliche Nachschaffungssucht „nicht als schwächste Triebfeder mitgewirkt“ hat, gibt auch -i zu. Wenn nun aber eine sprachliche Neuerung aus Sprechfaulheit, Wichtigtuerei und Nachschaffungssucht entstanden ist, dann ist das eben keine natürliche „Entwicklung“, sondern eine ganz überflüssige Verwicklung, keine „Steigerung der praktischen Verwendungsmöglichkeit“ der Sprache, sondern eine Mechanisierung lebendigen Geistes, keine notwendige „Anpassung an neue Zeitverhältnisse“, sondern die Unterwerfung des reichen natürlichen Sprachlebens unter eine Maschine, und das alles sollte die Schule bekämpfen. Sie hat wahrhaftig noch Gelegenheit genug, zu zeigen, daß eine lebende Sprache in stetem Flusse ist; sie machen uns noch genug zu schaffen, die vielen Schwankungen, von denen man nie recht weiß, ob man sie dulden dürfe oder nicht; wir brauchen sie weiß Gott nicht künstlich zu vermehren. Ich würde also wie Herr -i in der Schule sagen: „Wir schreiben vorläufig noch: zwei“; den Hinweis auf die Möglichkeit, daß man „später vielleicht zwo sage“, würde ich ersetzen durch den Beisatz: „Die Form zwo halte ich für eine lächerliche Modetorheit. Die Bereicherung der Sprache wollen wir dem wirklichen Bedürfnis überlassen und daneben den Dichtern und nicht den Bürokraten“.

Beschränken wir also die Neuerung streng auf die technischen Bedürfnisse; denn wenn wir sie weiter greifen lassen, schleicht sie sich bald auch in die Ableitungen ein, und wir kommen zu Wörtern wie „der zwote“ und „der Zwotel“ und das wäre zum — „Verzweifeln“.

Noch einmal: Zeitwort in Not.

Das deutsche Zeitwort läuft noch eine andere Gefahr als die, worauf die vorletzten „Mitteilungen“ den Finger gelegt haben. Nicht nur wertvolle Unterschiede im Gebrauch der Zeiten drohen zu schwinden. Auch bei der Formenbildung schleichen sich Unrichtigkeiten ein. Und Engländerei oder Französelei trägt hier sicherlich nicht die Schuld. Der Fehler ist auf unserem Schweizerboden vielmehr Einfuhrware aus dem Reiche, und wenn man ihn erklären will, ein Ausfluß jenes Gleichschaltungstrebens,

das, als „Analogie“ von der Fachwissenschaft bezeichnet, so manches auf dem Gewissen und heute begreiflicher-weise besonders leichtes Spiel hat, wo so viele sprachliche Rundgebungen gleich an Tausende und Millionen sich wenden und mit Lautsprecherstärke verbreitet werden.

„Trete dem Luftschutzbunde bei!“ kann man auf den Fliegerbombenmodellen lesen, die seit der nationalsozialistischen Machtübernahme zum Werbezweck die deutschen Ortschaften mehr oder weniger zieren. Da durfte der sozialistische Polizeidirektor einer großen Schweizerstadt nicht zurückbleiben, und seine neuen Verkehrsvorschriften rufen so dem Straßenbenützer zu: „Betrete die Fahrbahn nur zum Ueberschreiten!“ Das sind zwei Beispiele. Aber man braucht nur die Augen offen zu halten, um nun immer wieder in Schüleraufträgen, in Zeitungen, in Erlässen auf die Befehlsformen: „gebe“, „nehme“, „fichte“, „helfe“ zu stoßen.

Schon einmal hat das e bei den Zeitwörtern dieser Gruppe den ihm zustehenden Bereich überschritten, als für das alte „ich gebe“, „ich nime“, „ich hilfe“ usw. unter dem Einfluß der Mehrzahl und der Kennform „ich gebe, nehme, helfe“ eintrat. Jetzt will das e der Stammfille noch weiter greifen, und das e der Endung stellt die eigentümlichen starken Zeitwörter dem übermächtigen Haufen der fast langweilig gleichmäßigen schwachen gleich. Unsere Schweizer Mundart hat das alte i und die alte kraftvolle Endungslosigkeit der Einzahl-Befehlsform beibehalten. Lassen wir uns nicht vom Falschen heirren, weil es aus dem großen deutschen Sprachbereich kommt und wir darum meinen, mitgehen zu müssen! Folgen wir der Mundart! Wir bewahren dadurch auch dem schriftsprachlichen Deutsch das Richtige und Schöne. W. A.

Nachwort des Schriftleiters. Die Beobachtung vom Schwund dieser Befehlsformen ist ganz richtig, und bedauern müssen wir diese Verarmung, aber zur Begründung brauchen wir kaum Einfuhr aus dem Reich und politische Gleichschaltung anzunehmen; der Fehler kann ganz wohl auf unserm ureigenen Schweizerboden gewachsen sein. Schon lange bevor es draußen einen Luftschutzbund gab, der dem Wanderer zurief: „Trete ein“, gab es in Zürich ein Wirtschaftlein mit der Inschrift: „Liebst guten Wein, So trete ein“. Hier mag ja das Versmaß den Fehler begünstigt haben, aber man bedenke, wie nahe er liegt: alle schwachen Tätigkeitswörter gingen in der Einzahl der Befehlsform ursprünglich und in sorgfältiger Rede heute noch auf -e aus (mache, sage; nur in der Umgangssprache wird es etwa weggelassen: mach vorwärts! sag mir!). Seit Jahrhunderten ist dieses e auch gebräuchlich bei den meisten starken Tätigkeitswörtern („Trinke Mut des reinen Lebens“, sagt Goethe; „Hochherziger Jüngling, fahre wohl“, heißt es bei Schiller). Eine Ausnahme bilden nur jene, die in der Befehlsform einen andern Wurzelfelllaut haben als in der Grundform: hilf, brich, gib, nimm, tritt (außer solchen nur noch: komm und laß; aber neben „sieh“ gibt es „siehe“ und zu „werden“ nur „werde“). Unter solchen Umständen liegt die „Gleichschaltung“ — früher hätte man gesagt „Analogie“ — doch nahe, und deshalb kommt „trete“ schon vor hundert Jahren bei Kerner vor, „betrete“ bei Tieck und „lese“ bei Heine in einem Brief an Goethe; ja Goethe selbst hat diesen Fehler gelegentlich begangen. Trotz alledem ist die alte Form entschieden vorzuziehen, und zwar nicht nur, weil sie älter ist, sondern namentlich weil sie knapper und darum gerade für einen Befehl ausdrucksvoller, kräftiger wirkt: „Tritt ein!“ „Befiehl dem Herrn deine Wege...“. Aber gerade weil unsere Mund-

art von der Schriftsprache stark abweicht, kann der Schweizer leicht in Versuchung geraten, die ihm aus der Mundart geläufige Form aufzugeben — übrigens gibt es schon lange ostschweizerische Mundarten, die sagen: „helf, geb, brech“. Und auch unser „Freund“ Adolf Frei und sein „Schutzbund“ zur Erhaltung der schweizerischen Eigenart rufen uns zu: „Helfe!“

Vom Büchertisch.

Im dieffchte Glaibasel. Blauderei us der Jugeb. Von Theobald Baerwart. 152 S. kart. 3 Fr. 50 Rp. Verlag Brodbeck-Frehner, Basel.

Anspruchslos, aber mit sonnigem Humor recht anmutig erzählte Jugenderlebnisse, wie sie nur der erzählen kann, der mit der Heimat und ihrem Volk aufs tiefste verbunden ist. Wohl auch weil er das ist, gehört der Verfasser zu unsern Mitgliedern; auch deshalb empfehlen wir das hübsche Büchlein unsern Baslern und „solchen, die Basel lieb haben“, als Weihnachtsgabe.

Allerlei.

Entgleisungen mit deutschen Wörtern. In einem Aufsatz über die Entwicklung des schweizerischen Schwingwesens (in dem natürlich auch einige „Kornphäen der Schwingerei“ genannt werden) lesen wir, daß „die eigentliche Reimzelle für unser Schwingwesen immer mehr in die regionalen Schwingerverbände und die lokalen Schwingklubs verlegt wurde, aus denen 1895 der Eidgenössische Schwingerverband hervorging.“ Eine sonderbare Reimzelle, die so mannigfaltig „verlegt“ werden konnte und zwar „immer mehr“!

In den N. Z. N. (90/2. Bl.) wird Karl Burckhardts Buch über Richelieu sehr günstig besprochen, immerhin mit einem kräftigen Tadel der überflüssigen Fremdwörter (deliberieren, Negotiation, Humilität usw.). Dann fragt der Beurteiler auch mit Recht, wie wir uns das vorstellen sollen, wenn Richelieu „hinter verdunkelten Gardinen“ seine Pläne schmiedete? Dunkel war's; aber der Mond schien noch dunkler. Und auch das ist wirklich etwas dunkel, wie eine Frau „ihre Unsicherheit immer mit der lautesten Betonung ihres Wortes zu verkaufen gesucht.“ Wenn man hinter verdunkelten Gardinen darüber nachdenkt, kommt man in der Tat auf die Lösung, daß sie ihre Unsicherheit ausgleichen („kompensieren“) wollte. — Es ist verdienstlich, aber ziemlich ungewöhnlich, daß ein deutsches Buch auch auf die Sprache hin beurteilt wird. In Nr. 1478 der N. Z. Z. stand ausdrücklich: „Es ist etwas ungewöhnlich, wenn man ein naturwissenschaftliches Buch aus sprachlichen Gründen empfiehlt, aber es soll diesmal trotzdem geschehen; es handelt sich um Heisenbergs Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft“ (Verlag Hirzel, Leipzig), das sprachlich vorbildlich sei.

Fremdwörtliches.

Ist Deutsch nur verkehrtes Französisch? Prof. Driesch in einer Rede über die Willensfreiheit: „... der élan vital, zu deutsch der vitale Elan...“.

Weltbürgerliche Anzeige in der N. Z. Z. „In meinem schönen Heim am Zürichberg nehme ich PAYING GUESTS auf. Oesterreichische Küche. Es wird schriftdeutsch gesprochen.“ T.